

INTERNATIONALER
LITERATURPREIS
2020

2 – 3

Über die Shortlist

5 – 13

Yevgenia Belorusets / Claudia Dathe:

Glückliche Fälle

15 – 19

Amir Hassan Chehelan /

Jutta Himmelreich:

Der Zirkel der Literaturliebhaber

21 – 27

Angel Igov / Andreas Tretner:

Die Sanftmütigen

29 – 36

James Noël / Rike Bolte:

Was für ein Wunder

39 – 47

Chigozie Obioma /

Nicolai von Schweder-Schreiner:

Das Weinen der Vögel

49 – 55

Isabel Waidner / Ann Cotten:

Geile Deko

56 – 58

Die Jury

Was für ein Wunder, Der Zirkel der Literaturliebhaber, Glückliche Fälle, Die Sanftmütigen oder *Geile Deko*: Die meisten Bücher, die in diesem Jahr auf der Shortlist des Internationalen Literaturpreises stehen, tragen versöhnliche, hoffnungsvolle und sogar enthusiastische Titel. Wenn sich auch in Yevgenia Belorusets *Glückliche Fälle* nicht alle Fälle als so glücklich erweisen, und wenn in Angel Igovs *Die Sanftmütigen* nicht unbedingt jeder Nachsicht walten lässt, so haben sie alle doch mit Chigozie Obiomas *Das Weinen der Vögel* eines gemein: Sie zeigen uns die Welt als großen Möglichkeitsraum, in dem nicht alles auf Reproduktionszahlen heruntergerechnet werden kann. Sie zeugen von der großen Vielstimmigkeit der Welt, egal in welcher Sprache geschrieben wird, denn jedes der sechs Bücher hat dank der jeweiligen Übersetzerin, dem jeweiligen Übersetzer einen eigenen Ton und eine ganz eigene sprachliche Gestalt. Ob es um die Siegerjustiz in Bulgarien 1944 geht, um das große Erdbeben von Haiti oder eine Liebe in Nigeria: Was die sechs ausgezeichneten Bücher miteinander verbindet, ist ihre erzählerische Qualität, die jeweils sehr spezifische Art und Weise, wie sie ihre Gegenstände fassen. Sei es durch ein kollektives Erzähler-Wir,

sei es in Bezug auf die klassische persische Poesie oder im Dialog mit den Text begleitenden Fotografien.

In einer Zeit, in der so deutlich wird, wie sehr es auf Solidarität ankommt, sei es auf zwischenmenschlicher, sei es auf globaler Ebene, war es der Jury wichtig, anstatt einen der Titel gesondert herauszuheben, die gesamte Shortlist als Konstellation von sechs ausgezeichneten Büchern aufzufassen und das Preisgeld unter allen aufzuteilen. Der Internationale Literaturpreis gilt also in diesem Jahr einer Art Kammerchor, der immerhin vier Kontinente einschließt: Afrika, Asien, Europa und Nordamerika.

Mit Blick auf die Gegenwart und mit Blick in die Geschichte erzählen unsere sechs Bücher davon, wie Menschen mit Konflikten umgehen, wie sie an ihnen wachsen und scheitern, wie sie sie herbeiführen und von ihnen überrollt werden. Das tun sie mal leise, mal komisch, mal schräg und mal laut, aber vor allem tun sie dies so erschütternd wie erhellend. Was für ein Wunder, was für ein glücklicher Fall.

— Die Jury

Yevgenia Belorusetz

Glückliche Fälle

aus dem Russischen von
Claudia Dathe

„Was ist nicht zu messen?

- mein Lächeln
- deine Fürsorglichkeit
- unser gegenseitiges Missverstehen“

Eindrücklich und widerborstig sind diese Porträts von zumeist Frauen zwischen Kiew und dem Donbass, voll eigensinniger Beobachtungen und wowsiger Sätze. Sie beruhen auf Begegnungen und Gesprächen während mehrerer Rechercheisen, sind jedoch literarisch gestaltet, hyperrealistisch, nicht dokumentarisch, und durch Fotos kontrastiert. In prägnanter Verdichtung zeigt sich, was die Latenz von Besatzung und Aufstand mit dem Leben von Floristinnen, Schwestern, Kundinnen im Kosmetikstudio macht - den von der Geschichte Vergessenen.

„DIE GESCHICHTE DER STEUERN. Fragmente der Arbeit ‚Die frühe Geschichte der Menschheit‘“ sollte Yevgenia Belorusets' Buch laut Vorwort ursprünglich heißen. Nicht weniger als dieses fantastische Unterfangen und sein naturgemäßes Scheitern haben wir vor uns, von Claudia Dathe exzellent übersetzt.

— Daniela Seel, Jury

8. März. Die Frau, die nicht mehr laufen konnte

Auch so etwas kann vorkommen. Am 8. März 2016 bot sich mir in Kiew folgender bemerkenswerter Anblick: eine Frau, die von einer Minute auf die andere nicht mehr laufen konnte. Angeblich war die Frau vollkommen gesund und hatte es – in einem schnellen, flotten Gang, im Passgang fast – bis zur Magistrale, dem Kreschtschatik, geschafft, war von dort weiter zum Platz der Unabhängigkeit gegangen und stand schließlich mitten im buntesten Volksfestgetümmel.

Sie bummelte ein Weilchen über den Platz, ließ sich mit einem kleinen Äffchen fotografieren, kaufte an einem Kiosk ein Bier und verschenkte es großzügig, aß ein Eis, studierte die Auslagen der Souvenirstände, erfragte die Preise, kaufte aber dann doch nichts, beobachtete die Gäste in den Straßencafés, und auf einmal, ganz plötzlich und völlig unerwartet – niemand hat etwas gesehen, es gibt keine Zeugen, man muss ihren Worten glauben – merkt sie, dass sie nicht mehr laufen kann, macht einen letzten kleinen Hüpf und sinkt auf eine graue Steinbank.

Da saß sie nun artig, die tückischen Beine untergeschlagen. Sie wollte niemanden anrufen, weder Freunde noch Verwandte in



Belorusets / Dathe: Glückliche Fälle, Matthes & Seitz 2019, S. 24-26, 40-41, 120-122

Aufregung versetzen, ganz brav saß sie da, harrte aus und wartete darauf, dass sich alles wieder einrenkte. Ich ging zu ihr hin und wir redeten darüber, was denn da mit ihr passierte, wie es gekommen war, dass sie sich nicht mehr vom Fleck rühren konnte, als wäre sie an der Bank festgewachsen und ihre Beine regelrecht versteinert.

Jegliche Entscheidungen und spontane Aktionen lehnte die Frau rigoros ab. Sie wollte auf dieser Bank sitzen bleiben und alles abwägen, gründlich durchdenken, Zeit vergehen lassen und zuletzt begreifen, was da gerade mit ihr geschah – und erst dann, irgendwann später, in etlichen Stunden würde sie in Panik verfallen, los-schreien, Freunden Bescheid geben, um Hilfe rufen, den Notarzt verständigen und Passanten um Erbarmen bitten.

Ein *Mensch* mit drei Blumensträußen ging an der Frau vorüber und warf ihr einen davon hin. Er warf ihr die Blumen hin, wie man einem Hund einen Knochen hinwirft, ohne ein einziges Wort. Die Frau fing den Strauß in der Luft, führte ihn mit einer ausladenden Geste vors Gesicht, als wollte sie zeigen, wie gut sie Rosenduft einatmen konnte. Bevor wir uns verabschiedeten, sagte sie mir noch, nur heute, an diesem besonderen Tag, benähmen sich die Menschen den Frauen gegenüber aufmerksam und zuvorkommend. Gewöhnlich würde ihresgleichen unbeachtet dahinvegetieren, in einer Einöde, ohne Erhabenes für die Seele und ohne Selbstwertgefühl.

Dann lächelte die Frau und tat mir kund, sie kenne ein Geheimnis: Vielleicht sei dieses Geheimnis der Grund, dass sie nicht mehr laufen könne und langsam mit der Steinbank verwachse. „Ich bin ein lebendes Denkmal“, sagte sie scherzend, „ein weiches, fragiles, marodes Denkmal, deswegen bin ich es an einem Tag wie heute auch nicht wert, dass Sie sich mit mir abgeben.“ Sie sagte, selbst wenn sich um sie herum historische Ereignisse abspielten, würde sie auf ihrer Bank sitzen bleiben, nur hin und wieder würde sie – mit einem triumphierenden Lächeln – versuchen, auf die Beine zu kommen. Warme und kalte Winde spielten mit den Blütenblättern der weißen Rosen, und die Frau beobachtete mit unverhohlenem Interesse die an ihr vorbeisclendernden anderen Frauen und *Menschen*.



Meine Schwester

„Ich habe gesehen, wie sie dagestanden und die Fahrzeugreihen betrachtet hat.

5. Juli 2014. Strelkows Leute verlassen Slowjansk. Ein grauer, dunstiger Tag nach unendlich langen Monaten, matte Scheinwerferkegel, Wind, wildes Hupen. Es sieht so aus, als ob sie noch auf jemanden warten, um dann aufzubrechen.

Eingeschlagene Fensterscheiben im Erdgeschoss des benachbarten Hochhauses, schwarze Pfützen nach dem Regen, Schreie, Anwesenheitskontrolle, aber sie steht fest mit beiden Beinen an ihrem Platz.

Dann tritt, wenn ich mich recht erinnere, völlige Stille ein – die Passanten sind förmlich erstarrt – diese Stille durchdringt nicht nur die umliegenden Straßen, in denen hier und da Fahrzeuge mit abfahrtsbereiten Insassen stehen, sondern die gesamte Stadt. Licht hinter Scheiben, Kabel winden sich aus leeren Fensterhöhlen und ziehen Strom aus den Nachbarwohnungen.

Die Fahrzeuge, trist und dreckig, rollen langsam, aber sicher in Richtung Innenstadt.

Sie steht immer noch an der Kreuzung, ruft anscheinend jemanden in einem der Autos.

„Ich fahr nicht mit“, schreit sie plötzlich, lauter als die Huptöne. „Ich bleibe hier. Ich hab’s mir anders überlegt.“

Meine Schwester hat einen Entschluss gefasst. Noch eine Minute zuvor schien er anders auszufallen. Die ganze Zeit, während diese fremden Menschen hier in der Stadt waren, hat sie sie bekocht, unterstützt, ihre Gespräche verfolgt und uns stolz von den militärischen Plänen für die nächsten Tage berichtet: die Eroberung des Gebiets Charkiw und die anschließende endgültige und schicksalhafte Einnahme Kiews. Und plötzlich sagt sie, sie wolle bleiben. Wo denn? Doch nicht etwa bei uns, die wir ihr in den letzten Wochen so fremd geworden sind?

Andererseits hatten ihr Lebenssinn, ihre Wünsche, Träume und Hoffnungen nur so lange Bestand, wie unsere Stadt von Bewaffneten, Soldaten und Fremden besetzt war. Ich glaube, es ist schon lange her, dass sie uns eröffnet hat, sie wolle mit einem von denen ihr Leben teilen und es sei schon von Hochzeit die Rede. Plötzlich sprangen zwei breitschultrige Männer aus einem Auto. Blitzartig standen sie neben ihr und schon eine Minute später war sie hinter einer geschlossenen Autotür verschwunden.

Ich verbot es mir, irgendetwas zu begreifen oder zu denken.

Keiner traute sich, näher heranzugehen, um wenigstens in Erfahrung zu bringen, wohin sie fuhren und ob wir sie irgendwann wiedersehen würden.

Wir hatten keinerlei Kontakt zu ihr. Wir verboten es uns, über sie zu sprechen. Es ist kaum zu glauben, aber wir lebten mehrere Monate in vollkommener Unwissenheit. Wie hätten wir uns Informationen beschaffen, wen hätten wir anrufen sollen? Wir haben es einfach nicht geschafft herauszufinden, wohin es sie verschlagen hatte.

Ein paar Monate später war sie wieder da. Zu erzählen gibt es da nichts weiter. Sie klagt nicht, sie lebt mit uns und geht arbeiten wie früher. Auf der Arbeit haben sie über ihre Abwesenheit hinweggesehen. Das heißt, sie hat für die ganze Zeit, wo sie nicht da war, ihr Gehalt bekommen. Das war alles, was wir für sie tun konnten. Das ist ja schon nicht wenig, wenn man unsere Umstände hier bedenkt. Sie erzählt nichts und wir fragen nicht weiter nach.“

Philosophie

2014, als alles gerade erst anfang, hat ein ukrainischer Soldat zu mir gesagt, er sei mit dem Krieg verheiratet. „Ich hab geheiratet, kannst du dir das vorstellen, endlich habe ich geheiratet. Meine Eltern sind mir auf die Nerven gegangen, haben mich die ganzen letzten Jahre drangsaliert, obwohl ich doch erst 26 bin. „Guck dich doch mal an, du kriegst ja schon eine Glatze, du bist überhaupt nicht mehr der Junge, den wir mal geliebt haben. Für dich wird’s Zeit!“ Sie haben nicht etwa gesagt: „Es wird Zeit, dass du heiratest“, sie haben einfach gegrummelt und gezetert: „Für dich wird’s Zeit!“ Und ich, ich habe ihnen geglaubt!“

Aus dieser sinnlosen Konfrontation hat er einen Ausweg gefunden. Er beschloss, das sagte er am Anfang nur zu sich selbst, zu heiraten, aber keine Frau, sondern jemand anderen, jemand Wichtigeren und Seriöseren. Er suchte eine Lebensaufgabe, der er gewachsen war, und fand sie. Er heiratete den Krieg. Eigentlich tat er das, was fast alle ukrainischen jungen Männer tun. Er nahm sich eine Frau, die eine Nummer zu groß für ihn war, die ihn klein hielt, verhöhnte und betrog. Er war vorschnell. Er hatte es eilig mit dem Heiraten, und das Schicksal, wie er sich hochtrabend ausdrückte, hatte es eilig, ihn heimzusuchen. Seine Eltern waren zufrieden. Ihr Sohn war untergekommen. Merkwürdigerweise konnte er sie davon überzeugen, eine Frau nach ihrem Geschmack gefunden zu haben. Am Krieg faszinierte ihn seine Unnahbarkeit. Einmal lag seine Kompanie zwei Monate lang in Erdhöhlen und es fand überhaupt kein Krieg statt.

Im Winter, in der Kälte, unter Dauerbeschuss, tranken sie keinen Alkohol, obwohl sie alle Angst hatten. Tag und Nacht, so große Angst, dass einer, den sie den Dichter nannten, manchmal stundenlang wie ein Hahn krächte oder wie eine Eule rief, aber keiner wäre auf die Idee gekommen, ihn zum Schweigen zu bringen. Ihre Einheit lag in der Nähe des Dorfes Schtschastje, was Glück bedeutet, und am Morgen trieben sie mit dem Dichter ihre Späße: „Das Glück hat ihn überwältigt.“ Ihre Witze waren gutmütig, und nie – hören Sie – nie verspotteten sie ihn. Heldensoldaten, Kanonenfuttersoldaten. Sie nahmen sich selbst auf die Schippe und der Dichter wollte, dass wenigstens irgendjemand ihren Mut, gepaart

mit Erbärmlichkeit, festhielt.

Wenn sie was getrunken hatten, bildeten sie sich ein, sie gehörten zu zwei, drei oder sogar vier verfeindeten Lagern. Erst sangen sie Lieder, dann balgten sie sich wie Kleinkinder in der Krippe, irgendwann prügeln sie sich richtig. „Du Separatistensau!“, „Du verdammter Patriot!“, schrien sie – und erst nach einem mehrstündigen, verbissenen Kampf, in dem es allerdings nie Opfer gab, schliefen sie tief und fest ein.

Der Krieg entwaffnet? Der Krieg raubt die Hoffnung, den Sinn, macht das ganze Leben grau, laugt die Stadt, laugt die Straßen aus?

Ach was! Der Krieg hilft uns! Wir können uns selbst ausblenden, brauchen uns nicht ins Gesicht zu sehen. Seit einer gewissen Zeit betrachten wir unser Inneres nur noch durch den Krieg.

Wir hassen uns. Das ist das ganze Unglück. Wir hassen jedes Ergebnis unseres gesellschaftlichen Lebens, unserer Tätigkeit. Sogar unsere eigene Kultur hassen wir, denn lieben könnten wir sie nur für die Prüfungen, Verfolgungen und das Verderben, die sie ereilt haben.

Ja. Eine Renaissance ist in der Ukraine nur möglich im Angesicht von Erschießung und Terror. Wir kommen nirgends an, obwohl wir gern laufen, ja, wir lieben die Bewegung, die Veränderung, die Richtung. Dabei sind wir allzu leicht bereit, die Richtung zu wechseln. Aber wir kommen nie an. Jeder Endpunkt, jeder Unterwegshalt kommt für uns dem Tod gleich.

Der Krieg hat also begonnen, aber die Katastrophe ist noch nicht hereingebrochen?

Wir lächeln weniger, wir machen alles automatisch, ohne Anteilnahme, aber noch ist die Katastrophe nicht eingetreten. Es gibt lediglich eine Katastrophenahnung. Und das ist gut.

Weil jede Ahnung besser ist als ein Ergebnis?

Ja, weil erst die Aneignung einer Identität, die Aneignung des Ichs, wenn Sie so wollen, die wirkliche Katastrophe ist. Wir fühlen uns wohl, wenn der Gedanke nicht zu Ende gedacht ist, wenn alles in der Schwebe bleibt.

Abbildungen aus Yevgenia Belorusets' Fotoserie „Der Krieg im Park“ (2017)

Autorin – Yevgenia Belorusets ist Fotografin, Künstlerin und Schriftstellerin. Sie lebt abwechselnd in Kiew und Berlin und arbeitet an den Schnittstellen von Kunst, Medien und Gesellschaft. Belorusets engagiert sich in einer Reihe kultureller und politischer Initiativen.

Übersetzerin – Claudia Dathe studierte Übersetzungswissenschaft und Betriebswirtschaftslehre in Leipzig, Pjatigorsk (Russland) und Krakau. Nach längeren Auslandstätigkeiten in Kasachstan und der Ukraine arbeitete sie von 2009 bis 2016 am Slavischen Seminar der Universität Tübingen. Seit März 2016 leitet sie die Kulturberatungsstelle der Bürgerstiftung Jena. Regelmäßig führt sie europäische Kultur- und Zivilgesellschaftsprojekte durch, leitet Übersetzungswerkstätten und übersetzt Literatur aus dem Russischen und Ukrainischen, u. a. von Andrej Kurkow, Serhij Zhadan, Ostap Slyvynskij und Yevgenia Belorusets.

Amir Hassan Chehelan

Der Zirkel der
Literatur-
liebhaber

aus dem Farsi von

Jutta Himmelreich

Dies ist ein Buch, das sich nicht von den Absteckungen der Zuschreibung „Roman“ beeindrucken lässt. Ein Buch, das auf den Erinnerungen des Autors aufgebaut, also als autobiografisch im weiteren Sinn zu verstehen ist, außer: dass der Autor seine eigene Jugend um 15 Jahre etwa verschoben hat, nämlich in die Zeit der Islamischen Revolution 1978, als er selbst bereits Anfang Zwanzig war. Im Zentrum steht die Literatur, vor allem die klassische persische, aber nicht ihre offizielle Lesart. Sondern ihre subversiven Strömungen, ihre homoerotischen, ihre pornografischen Anteile. Es ist also in mehrfacher Hinsicht ein doppelbödiges Buch, was sich auch in der Sprache spiegelt, die Jutta Himmelreich im Deutschen mal blumig, mal sarkastisch, mal völlig nüchtern übersetzt – eine Coming-of-Age-Story aus Teheran, ein literaturhistorisches Seminar, ein Nachfabulieren althergebrachter Erzählungen, eine Geschichte der historischen Umbrüche und Katastrophen, und das alles in einem Buch, das, wie alle Bücher Cheheltans der vergangenen Jahre, in seiner Originalsprache bis auf Weiteres nicht erscheinen wird.

– Verena Lueken, Jury

Revolution

Niemand aus meiner Familie mochte auf die Straße gehen und an Demonstrationen oder Protestmärschen teilnehmen, aber mein Vater las natürlich täglich aufmerksam und ausdauernd die Zeitung und hörte während der zwei Monate, in denen die Presse streikte, pünktlich Nachrichten auf BBC Radio. Wir sahen ihm an, dass er die Lage mit Sorge verfolgte, auch wenn er uns das nicht sagte. Da er jedoch oft lange nachdenklich war, übertrug er seine Besorgnis ungewollt auf uns. Ihm sei, so ließ er uns wissen, beileibe nicht an der Fortdauer des Schahregimes gelegen. Was ihm aber Kopfzerbrechen bereite, sei die Unklarheit in Bezug auf seine Nachfolge.

Der erste Vorteil der unsicheren Lage wurde für mich konkret spürbar, als die Schulen für unbestimmte Zeit in den Streik traten und deshalb der Unterricht vorübergehend ausfiel. So bekamen auch die Lehrer, meine Mutter unter ihnen, Gelegenheit, durchzuatmen. Zugleich zeigten sich in jenem Herbst die ersten Nachteile der Lage. Es mangelte an Öl und Benzin, und wiederholt wurde in der kalten Jahreszeit landesweit der Strom abgestellt.

Im Winter jenes Jahres herrschte abends und nachts der Ausnahmezustand, und der Strom fiel meist schon am frühen Abend aus. Um Heizöl zu sparen, schliefen wir alle in einem Zimmer, saßen also zu Hause beisammen, und weil es zum Schlafengehen noch viel zu früh war, erzählte mein Vater uns Geschichten aus seinem Leben. Unvergleichlich schöne Stunden, von vereinzelt Gewehrschüssen und der schmerzlichen Vorstellung getrübt, dass unbeteiligte Passanten getroffen worden sein könnten. Und so blieb ein bitterer Nachgeschmack. Wie kann man mit Worten so viel Schönes schaffen, während zugleich jemand, der dieselbe Sprache spricht, einen Menschen niederschießt?

Wenn schließlich der nächste Tag anbrach und wir aus dem Haus gingen, sahen wir, dass Mauern und Wände ringsum neue Parolen trugen. Jeder wusste, die Sätze waren im Schutz der nächtlichen Dunkelheit und trotz des Ausnahmezustands geschrieben worden. Was aber, wenn diese Sätze unvollständig waren? Hatten deren Verfasser das Pech, Opfer eines jener in der Nacht zuvor gefallenen Schüsse geworden zu sein? Ich ging hin zu diesen unfertigen Sätzen an den Häuserwänden und suchte am Boden davor nach Blutspuren. Doch die

Schritte der vielen vorbeieilenden Passanten hatten jede Spur getilgt.

In jenen Tagen war das Warten an Tankstellen in bis zu zwei Kilometer langen Schlangen zwar ein weiteres Übel, doch es wurde einem dabei zumindest nie langweilig. Die Leute fuhren meist abends zum Tanken, standen in Staus, kamen nur schleppend voran und manchmal minutenlang gar nicht vom Fleck. Dann stiegen sie aus ihren Autos, fanden sich in kleinen Gruppen zusammen und diskutierten über die Ereignisse des Tages. Ich erinnere mich an einen Abend, an dem ich meinen Vater begleitet und beobachtet habe, wie genau er den Leuten zuhörte und ihnen dann mit denkbar knappen Sätzen einschärfte, sich von ihrem Verstand, ihrem Wissen und von Fakten, nicht aber von kurzlebiger Wut und Emotionen leiten zu lassen. Er sprach von ähnlichen Ereignissen anderswo, weltweit, von Völkern, deren Lage sich nach großem Blutvergießen durch eine Revolution nicht verbessert hatte, und kam schließlich auf die Rolle der Mullahs zur Zeit der Safawiden zu sprechen. Mit unterdrückter Erregung in der Stimme sagte er:

„Geschichte wird geschrieben, damit Fehler sich nicht wiederholen.“

Nur allzu verständlich, dass seine Worte in der damaligen Situation, in der jedes Atom der Atmosphäre vor revolutionärem Eifer sprühte, kaum Widerhall fanden. Die Luft roch nach Blut, und jeder roch es. Trotzdem widersprach man meinem Vater nicht offen. Die Leute hörten ihm zu, erkannten an seiner Wortwahl, an seiner Art, zu reden, vor allem an seinen kurzen Redepausen und daran, wie gefasst er war, dass er ihnen einiges Wissen voraushatte. Zu guter Letzt aber setzten sie der Diskussion freudig ein Ende: „Ihre klugen Worte in allen Ehren, aber der Schah hat nun wirklich ausgedient.“

Und um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, rieben sie sich die Hände und wiederholten: „Schluss, aus, fertig!“

Ja, es war tatsächlich Schluss. Mit dieser offenkundigen Wahrheit musste auch mein Vater sich, tief enttäuscht, schließlich abfinden. Die Uhr ließ sich nicht zurückdrehen. Wenn er zu Hause mit meiner Mutter in Kurzform rekapitulierte, worüber er mit den Menschen draußen, fast ausnahmslos Revolutionsanhängern, gesprochen hatte, wenn seine Erregung die Adern an seinem Hals anschwellen ließ, und wenn er sagte: „Diese Revolution ist meine Sache nicht, und die Atmosphäre der Unvernunft macht mir Angst!“, dann versuchte meine Mutter ihn zu beschwichtigen,

indem sie ihm riet: „Lass dich auf Diskussionen am besten gar nicht ein. Deine Meinung steht derzeit nicht hoch im Kurs.“

Dann erwähnte sie das Gerücht, dem zufolge das Gesicht des Revolutionsführers im Mond sichtbar gewesen sei, und dass alle unsere Nachbarn den Anblick von den Dächern ihrer Häuser aus bestätigt hatten. Mein Vater indes schüttelte tief verzweifelt den Kopf, starrte minutenlang ins Leere, spürte seine Kräfte schwinden und rührte sich nicht. Wenig später aber erhob er sich, ging in seine Bibliothek, nahm ein Buch aus dem Regal und vertiefte sich in die Lektüre. Binnen Minuten entspannten sich seine Gesichtszüge im schwachen Licht der Leselampe, und eine tiefe Zufriedenheit vertrieb seine Sorgenfalten. Solche Momente bescherten ihm die Gewissheit, dass die Literatur stärker ist als jede Revolution.

Während ihm die Gefahr eines Bürgerkriegs, die Lebensmittelknappheit, die Einmischung fremder Mächte und die Spaltung des Landes zusätzliche Sorgen machten, verschafften ihm des Schahs Ausreise, die Ankündigung der Neutralität des Militärs und die darauffolgende Einsetzung der Revolutionsregierung ein gewisses Maß an Entspannung. Er konnte erleichtert aufatmen. Doch die Ruhe währte nur kurz und brachte neue Sorgen. Sorgen, die sich zwei Jahrzehnte später zuspitzten und ihn schließlich das Leben kosteten.

Autor — Amir Hassan ChehelTan studierte in England Elektrotechnik, nahm am Irakkrieg teil und veröffentlichte in Teheran Romane und Erzählungsbände. Zwei Jahre hielt er sich wegen der Bedrohung durch das Regime mit seiner Familie in Italien auf. Sein Roman „Teheran, Revolutionsstraße“ erschien 2009 als Welt-Erstveröffentlichung auf Deutsch, es folgten „Teheran, Apokalypse“ und „Teheran, Stadt ohne Himmel“. Zuletzt erschien sein Roman „Der Kalligraph von Isfahan“. ChehelTan schreibt für FAZ, SZ und die ZEIT.

Übersetzerin — Jutta Himmelreich studierte Romanistik, Amerikanistik und Ethnologie in Frankfurt, Tucson, Arizona und Paris. Sie ist seit 1985 als Übersetzerin und Dolmetscherin in den Sprachen Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch und Farsi tätig.

Angel Igov

Die Sanftmütigen

aus dem Bulgarischen von
Andreas Tretner

Dem gewaltigen Schreckensmosaik des 20. Jahrhunderts fügt der junge Autor Angel Igov aus Sofia wichtige Motive hinzu: Die Geschehnisse um die bulgarischen Volksgerichte 1944/45 sind kaum bekannt, erst kürzlich wurden die Archive geöffnet. Dokumentarisches wird hier mit literarischer Erfindungskraft in eine dichte Erzählung von Einzelem und Gesellschaft verwoben, von privatem und kollektivem Schicksal. Ein verstörender und doch auch zutiefst befriedigender Roman, souverän, mutig, zwingend – von Andreas Tretner präzise und klug ins Deutsche übertragen. Ein Buch, das schon jetzt zur Weltliteratur gehört.

– Elisabeth Ruge, Jury

Kosta geriet ins Stottern, wenn ein Wort mit K anfang; kein schweres Gebrechen, das ihn in diesen Septembertagen jedoch endlos in Verlegenheit brachte, nahm es doch seinem stolzen Bekenntnis die ganze hehre Romantik: Ich bin K-k-kommunist. Bis dahin war er eifrig bemüht gewesen, Wörter, die mit dem verfluchten Buchstaben anfangen, zu umgehen; er hatte gelernt, Synonyme zu benutzen; um sie zu finden, hatte er sich eine betuliche, konzentrierte Art zu reden angewöhnt, er hörte sich an wie ein weiser alter Mann. Mit der Zeit war er nahezu perfekt darin geworden. Wir entsannen uns genau, wann er das erste Mal auf den Dreh gekommen war. Das war ewig her, noch am Gymnasium. Wie lange hatte er die Nummer geplant? Es geschah in einer großen Pause. Wir standen versammelt auf dem Schulhof in Erwartung eures Erscheinens – immer kamt ihr als Letzte: Musterschüler, ewig damit beschäftigt, Hefte zusammenzupacken und die Lehrer mit Extrafragen über Goethe und Mendeleev zu löchern, während wir schon die Treppen hinunterflogen und uns, zumindest wenn der Monat noch nicht weit fortgeschritten war, vor dem Limonadenkiosk schubsten. Da sind sie!, rief jemand – und im nächsten Moment wart ihr von uns umkreist, einer Traube tanzender, äffender Plagegeister, einem Schwarm zänkischer Mützenschirme, die wie Krähen auf euch einhackten: Kosta, sag mal Koitus! Los, Kosta, sag mal Koitus! Früher während solcher Übergriffe war der Stotterer tief errötet und hatte gebockt, keinen Ton herausgebracht, sich Tritte und Backpfeifen eingehandelt, auch du an seiner Seite stecktest so manches ein; diesmal aber, als wir wieder brüllten: Kosta, sag mal Koitus!, hob er feierlich die Hand, wartete einen Moment, bis das Gebrüll sich gelegt hatte, und sprach mit Eiseskälte: Fickt euch. Wir standen wie erstarrt, so überrumpelt von diesem Ausgang der Tortur, dass wir vergaßen, Prügel anzubieten, zumal von der Pforte her schon der Schuldiener seinen drohenden Schatten warf. Wir haben nie wieder versucht, diesen Scherz anzubringen, uns fiel auch kein anderer mehr ein.

Aber nun, da das Volk die Macht übernommen hatte, war das alles mit einem Schlag zunichte gemacht ... Ein hinreichend präzises und verlässliches Synonym für das Wort K-k-kommunist ließ sich nicht finden.

Emil Strezov konnte von Glück reden, dass Kosta von den

Banden im Viertel so gepiesackt wurde, andernfalls hätten die beiden wohl nicht so eng zueinandergefunden, auch wenn sie sich wirklich sehr ähnelten: schwarzhaarig, dunkelhäutig, von mittlerer Größe, doch gebeugt gehend und daher kleiner und verhuschter wirkend, als sie waren. Was die Munkelien in der Nachbarschaft anging, so war das Viertel über den Zuzügler sehr bald in allen Einzelheiten informiert. Wenn man es kurz machen will, so stammte Emil Strezov aus einem Drecknest im Iskartal, ein Stück flussabwärts; mit verschrecktem Blick und nichts als einer Garnitur grobwohler Kleider am schwächtigen Leib (noch dazu schlecht genäht, die Schuluniform kam daher wie Manna vom Himmel zupass) stand er vor Petars Tür. Der hatte im letzten Krieg Schulter an Schulter mit Emils kürzlich verstorbenem Vater gekämpft, deswegen und weil er, wie gesagt, eh nur das eine Kind hatte, willigte er ein, dem Jungen ein Dach über dem Kopf zu geben und zu helfen, in der großen Stadt auf die Füße zu kommen. In jedem anderen Haus hätte Emil Strezov vermutlich gleich in der Werkstatt übernachtet und in den wenigen Mußestunden trübselig und allein in der Ecke gesessen und nicht mal eine Schublade gehabt, in der er seine spätabends niedergeschriebenen Gedichte hätte versenken können. (Gedichte! Von Anfang an hätten wir schwören können, dass du welche schreibst; was wäre das für ein Hallo gewesen, hätten wir uns damals tatsächlich zu ihnen vorgegraben!) Aber weil Kosta, der Stotterer, keine Freunde hatte und selbst im eigenen Haus, den Seinen gegenüber furchtbar gehemmt war, fand Emil Strezov in ihm ganz unversehens ein ergebene Publikum. Hingebungsvoll hing er an seinen Lippen, pries die Verse in höchsten Tönen und schlecht verhohlenen Entzücken, während der Verfasser, sein Zimmergenosse und Freund, beinahe Bruder, den Blick aus dem Fenster schweifen ließ. Fürs erste verfiel er sich, von den simplen Reimen verschleiert, in der Enge des Hinterhofs mit der Schusterwerkstatt, schwang sich jedoch schnell darüber hinweg und hinüber zu den Flügeln des Gymnasiums, dem Kino und der Schokoladenfabrik mit ihrer weinroten Fassade. Diese Gebäude waren deshalb so gut zu sehen, weil die sie umgebenden allesamt flach und schäbig waren: Häuser, in denen ungelernete Arbeiter wohnten und Kriegsflüchtlinge, über Nacht errichtet auf herrenloser Brache. Unter ihnen war der zweigeschossige

Bau des Schusters etwas wie ein Anker der Ruhe und Geborgenheit. Baj Petar war in diesem Haus geboren, sein Vater hatte es gebaut, Schuster auch er, zu jener vergessenen Zeit, da das Viertel erst ganz allmählich in die Sümpfe und Melonenfelder hineinwuchs. Gemessen am Schnitt in diesem Viertel war Petar gewiss nicht arm zu nennen, mancher von uns sah in ihm einen reichen Mann, der angeblich jeden Morgen Milch auf dem Tisch hatte, und die Frau kam an Markttagen mit einem Batzen Fleisch nach Hause. In der Tat verdiente der Schuster nicht schlecht. Denn so armselig dieses Jučbunar auch war, Schuhe brauchte doch ein jeder, und sie gingen kaputt und mussten repariert werden, gingen wieder kaputt und wurden wieder repariert, bis sie am Abend eines langen Tages unrettbar hinüber waren, und auch dann mochten noch Teile davon zu gewinnen sein, die für ein neues Paar Schuhe zu gebrauchen waren. Doch darüber hinaus hatte Baj Petar in seiner Werkstatt mehrere Leisten für *Herrenschuhe* auf Lager, und tatsächlich kamen auch dafür pro Saison immer ein paar Bestellungen herein. Ach, wie gern gaben wir der Versuchung nach, wenn einmal Geld vorhanden war! Wir kauften uns *Herrenschuhe* bei Baj Petar, kauften uns neue Schildmützen, kauften Hosenträger und Fliege, und so aufgegockelt stolzierten wir über die Pirotska, rotteten uns zusammen und gingen ins Kino, liefen, gespannt wie Flitzebogen, vor dem Mädchengymnasium auf und ab – erst auf dem linken, dann auf dem rechten Trottoir – und ließen den Mädchen in der Konditorei etwas springen; manche von Petars Schuhen, wenn sie ihre Schuldigkeit getan hatten, konnte man dann in Konjovica, jenseits der Brücke, an den Füßen der dortigen Gaunerchen wiedersehen.

Und dann der große Knall. Auf einmal klapperten Baj Petars Herrenschuhe wie Kavalleristenstiefel über das Pflaster der Pirotska. Die Neuigkeit, dass das Volk die Macht übernommen hatte, ging wie ein Lauffeuer durch Jučbunar. Das Volk – was nicht noch! Und das mit dem Lauffeuer sagt sich so dahin. Dieses Lauffeuer muss ja doch Hand und Fuß gehabt haben, irgendeine Form und Methode. Später ist es Mode geworden, Erinnerungen daran einzusammeln. Wie war das bei dir, Genosse: Weißt du noch, wie die frohe Kunde am Morgen des Neunten September zu dir gelangte? Ach, das war so: Ich war zu Hause, auf einmal kommen die lieben Kinderchen

rein und sagen: Papa, das Volk hat die Macht übernommen! Kam eben im Radioapparat. Es war ja Samstag, deswegen war ich zu Hause. Stimmt, Samstag, da haben wir ausgeschlafen. Aber ist es denn die Möglichkeit? Ausgerechnet Emil Strezov soll die Sache verschlafen haben, in süßen Träumen versunken, bis die Sonne ihn sengte und weckte – während solch schwerwiegende Ereignisse in der Stadt vor sich gingen? Er, der immer früh aufstand, verschläft den wichtigsten Morgen! Kann das wahr sein? Emil Strezov, es ist noch zu früh, um zu spekulieren, was du dereinst in deinen Memoiren schreiben wirst, wenn du noch tiefer gebeugt und mit Schuppen wie Blütenstaub auf den wattierten Schultern deines Sakkos durch die Gegend läufst – und dass wir es überhaupt lesen werden, können wir nicht versprechen. Was soll uns ein noch so solide gebundener Band, wenn wir Anlass zur Vermutung haben, dass du uns darin einen Bären aufbindest. Das ist nämlich, mit Verlaub, bei all deinen Verdiensten, eine deiner Schwächen: dass du nicht gut lügen kannst. Wozu müssen wir das lesen? Sollte einmal eine Zeit kommen, in der du die Wahrheit laut sagen kannst, dann bestimmt nur, weil sie keinen mehr interessiert, alles wird von allen vergessen sein und Jučbunar gar nicht mehr da. Falls sich aber doch einer hinsetzt in der Absicht, ehrlich über diese Dinge zu schreiben, dann müsste sein Bericht widersprüchlich und bruchstückhaft sein, er müsste mit vielerlei Stimmen reden, die unterschiedliche Sachen sagen und ganz unterschiedlich klingen: zwei gleiche Stimmen, das gibt es doch nicht, auch nicht zwei gleiche Augenblicke – schon gar nicht in jenen Tagen, da es uns des Öfteren so schien, als finge jeden Morgen ein neues Leben an und wir müssten erst einmal wieder laufen, essen und sprechen lernen. Um Ehrlichkeit zu wahren, müsste dieser Bericht sich drehen und winden, mal ein Stück die staubigen Straßen entlangflitzen, mal quer über die Dächer springen, so wie wir es taten, und manchmal müsste er sich auch gegen sich selber wenden. Und selbst wenn dieser Bericht mit einhundert Paar Augen begabt wäre – ein akrobatisches Spinnenmonster, Ausgeburts antiker Alpträume – vieles bliebe trotzdem Vermutung, woher soll man wissen, wie es wirklich gewesen ist. Einiges haben wir mit eigenen Augen gesehen, Anderes wissen wir vom Hörensagen und wie in der Nachbarschaft darüber gemunkelt wurde, wieder Anderes ließ sich

denken, vermuten, ausmalen – nenn es, wie du willst. Wie auch immer, eines Morgens wachst du auf, und die Welt ist eine andere, jemand hat sie über Nacht verändert, vor deiner Nase. Und du willst dabei sein: natürlich, warum nicht, du bist unser Mann, wir finden eine Rolle für dich. Zum Vergessen ist dann später die Zeit ... Doch gräbt man sich zurück in den Kern der Vergangenheit, stößt man immer auf irgendeinen Anfang. Ein plötzlicher Sprung aus dem Bett und jemandes empörte Stimme, die dir ins Ohr fährt: Das Volk hat die Macht übernommen, und du pennst!

Autor – Angel Igov lebt als Schriftsteller, Übersetzer und Journalist in Sofia. Sein Werk umfasst mittlerweile drei Romane, Erzählungen und Essays. Er wurde vielfach ausgezeichnet, darunter mit dem renommierten bulgarischen Elias-Canetti-Preis. Seine Erzählungen wurden u. a. ins Französische, Polnische und Deutsche übersetzt. Igov unterrichtet Englische Literatur und Übersetzen an der Sofioter Universität Hl. Kliment Ohridski. In seiner Übersetzung erschienen Romane und Lyrik von Paul Auster, Ian McEwan, Angela Carter, Colson Whitehead, T. S. Eliot, J. R. R. Tolkien u. a.

Übersetzer – Andreas Tretner ist Übersetzer aus dem Russischen, Tschechischen und Bulgarischen. Nach seinem Studium war er Industrie-Fachübersetzer und Lektor für slawische Literatur. Seit 1985 übersetzt er Literatur, u. a. von Viktor Pelewin, Vladimir Sorokin und Jáchym Topol. 2001 wurde Tretner mit dem Paul-Celan-Preis geehrt, 2011 erhielt er den Internationalen Literaturpreis. Er lebt in Berlin.

James Noël

Was für ein Wunder

aus dem Französischen von
Rike Bolte

„Was für ein Wunder“ zeigt sich in jedem Wort als Insistieren auf Poesie, Liebe und Selbstbehauptung. Auf die Erschütterung des Erdbebens, das Haitis Hauptstadt Port-au-Prince 2010 zerstörte und bis zu 500.000 Todesopfer forderte, folgen andere: Katastrophenökonomie, Medienschlacht, Cholera. James Noël hat einen Battle von Mensch gegen Erde, Bevölkerung gegen Hilfsorganisationen geschrieben und legt es in jeder Zeile darauf an, den Katastrophen und der Berichterstattung darüber die eigene Stimme entgegenzusetzen. Rike Boltes umsichtiger, um Grenzen und Möglichkeiten wissender Übersetzung ist es zu verdanken, dass Noëls sprachgewaltiges und zugleich leichtfüßig anmutendes Ringen, seine präzise, unermüdliche Anklageschrift auch in deutscher Sprache empowernd und nachhaltig beeindruckend auftritt.

— Heike Geißler, Jury

NGO

Die Erde hat linkerseits gebebt. Die Erde hat rechterseits gebebt. Die Stadt hat ihre ganze Tonleiter ausgereihert, ihr ganzes Innenleben hat geschlottert ... *G, A, H, C* ...

Ich fand keine Worte, als es bebte. Ich nahm den Tod als Musiker auf. Ich summte vor mich hin.

Um mich herum hörte ich das Universum in sich zusammenstürzen, meine Stadt war vom Schlag direkt ins Herz getroffen, sie sprang herum und flatterte in alle Richtungen davon. Zitterte schwindelerregend, bevor sie wie ein Mädchen in den Armen eines Bösewichts zusammenknickte. Überall Qualm. Schreie zerschnitten die Nacht, Hilferufe, allerorts schrie man um Hilfe. Überall Staub, schutzloser, kurzatmiger Staub, der eine unterirdische Merengue schleppte wie ein Karnevalswagen. Es ist zum Verrücktwerden, wenn Staub aus einer Stadt aufsteigt, die gerade auf den Kopf gestellt wird. Fliegende-Untertassen-Staub. Hirnverbranntstaub.

Die Stadt hat obenrum gebebt. Die Stadt hat untenrum gebebt. Ganz von alleine hat der Körper fünfunddreißig Sekunden lang gebebt, sind Säfte, ist das Meer emporgestiegen, als wollte die Stadt sich öffentlich in die Lüfte erheben. Ich war dabei, als die Erde zu beben begann ... *C, D, E, F, G*. Ich hielt mich an meine kleine Melodie, als die Erde bebte. Ich summte, als wollte ich so tun ... als wäre ich da.

Als das Himmelsbrot kam, bekam ich keinen einzigen Krümel der fremden Gabe ab. Die Spenden kamen zwar als Flut, aber der sogenannte Internationale Beistand blieb mir verwehrt. Ich hielt überall Ausschau danach, wie nach einer Liebe, schaute in Arbeiter- und Armenvierteln danach, suchte in den oberen Vierteln der Stadt. Selbst beim Marché en Fer sah ich mich um, doch auch hier, bei der alten Eisenmarkthalle, war keine Spur davon zu sehen, ich bekam meine verdammte Ration an Internationaler Hilfe einfach nicht ab.

Großzügige Hände streckten ihre Lebenslinien über der Erdspalte aus, überall streckten Hände ihre Menschlichkeit in den Raum, verkündeten ihr Mitleid über den humanitären Schaltkreis: die NGOs. Genauso wie das Beben, wie der Vielfraß *Gourmand*

*Glouton Goudougoudou*¹, breitete sich das Wort NGO in der Landschaft wie ein Lauffeuer aus. Eigenartig, dass einige auf unterschiedliche Bereiche spezialisierte NGOs schon seit langem vor Ort waren. Das Erdbeben wiederum öffnete ihrer extremen Ausbreitung Tür und Tor. NGO. Drei Buchstaben, die wie drei Schläge am Tor des Unheils klingen. NGO. NGO. NGO. *Non-governmental organization*. Nichtregierungsorganisation.

Die Hilfe kam in Strömen, während ich, ein Kind dieses Landes, nichts davon abbekam. Keinen einzigen Krümel unter der Tropensonne bekam ich ab. Nicht, dass ich nichts von der Himmelsgabe hätte abhaben wollen, nicht, dass ich zu beschäftigt gewesen wäre mit dem Bestatten der Brüder der Sterne, mit denen, die in nur einem einzigen Atemzug gestorben sind. Andere Hände entschieden insgeheim, dass das Himmelsbrot in Form von branchenzugewiesenen Ergüssen aufgeteilt würde. Aus den Trümmern Geborgene, die außer Atem waren, Katastrophenopfer, die am Rande aller Kräfte waren, zogen nach Canaan², um dort ihre Zelte aufzubauen. Da aber weder Milch noch Honig an diesem niederen Ort flossen und die Katastrophenopfer ihren Lebensdurst gestillt haben wollten, trafen sie dort geschlossenen Auges, offenen Munds und hoffnungsprallen Herzens ein. Zwischen den Führungsstrichen alter Zerknirschung und heftiger Hungersnot gepackt, fingen die Überlebenden, unter ihnen eifrige Glaubensleute, an, über Gott zu fluchen und beim Geschlecht ihrer Mutter zu schwören, sich im Leben nicht mehr für ein Gebet zu verbiegen. Nie mehr würden die einst so Gefügigen der Vorsehung zur Verfügung stehen. Mit wutentbrannten Augen, das Feuer in der Hand, begannen sie, ihre Bibel erst zu zerreißen, dann abzufackeln, selbst in Anwesenheit derer, in denen sie Augenzeugen Gottes erkannten, also in Anwesenheit von Missionaren und barmherzigen Samaritern, solchen, die von ganz oben kommen, die aus Ländern kommen, für deren Durchreise ein Visum nötig ist, aus Ländern, in denen selbst ein noch so kleines Kind eine saubere Weste zeigen und einen digitalen Fingerabdruck hinterlassen muss, um als menschliches

1 Goudougoudou: lautmalerische Bezeichnung für das Erdbeben vom 12. Januar 2010.

2 Name eines großen Lagers für Erdbebenopfer in der Nähe von Port-au-Prince.

Wesen durchzugehen und vielleicht einen nächtlichen, aus Lautsprechern hingedröhnten Willkommensgruß zu empfangen. Jedem gebührt gewissermaßen das Seine.

Der Tod

Ich war eigentlich immer neben der Spur, achtete aber trotz aller Disharmonie immer noch darauf, im Takt meiner geheimen Melodie sachte mit dem Fuß vor mich hinzutippen.

Es ist wichtig, sich um sich selbst drehen zu können, sich ein wenig den Rhythmus vorgeben, ein bisschen Stimmung machen zu können, diesem Gestirn da gegenüber, das nicht mehr in der Lage ist, ein Lichtlein zu werfen, selbst wenn die Nächte so ungeheuer düster ausfallen.

Als die Drehscheiben zu tanzen begannen, hielt ich mich abseits. Keinesfalls wollte ich in den Totentanz einfallen. Die Toten wollten natürlich auch nicht tanzen. Mir nichts, dir nichts wurden sie hinein- oder fortgerissen. Man hat keine Chance gegen eine Tanzpartnerin, die von einem verlangt, mit den Füßen vorneweg über die Tanzfläche zu schlittern.

Vogelnamen

Womöglich hätte ich von alledem nichts mitgekriegt, wenn ich Amore nicht kennengelernt hätte, meine neapolitanische Fee, mein Mandelschnittenraubtierweib. Vermutlich hätte ich in den zerbeulten Straßen der Stadt einfach weiter freie Verse verfasst. Meine Knochen sind zurzeit aber wahrscheinlich nicht mal für Knochenmehl zu gebrauchen. Was mir geblieben wäre, läge womöglich in einem der Massengräber, in denen die kleinen Mozarts aus den umliegenden Siedlungen gelandet sind. Jedes Mal, wenn ich jemandem, der nicht in diesem Land lebt, also einem Fremden, wie man so sagt, diese Geschichte erzähle, bemüht sich dieser in der Regel, mich daran zu erinnern, dass man, selbst wenn man beinahe in einem Massengrab gelandet ist, „noch lange kein kleiner Mozart ist“.

Geben wir also zu, dass ich kein kleiner Mozart bin und auch all die Toten keine kleinen Mozarts sind. Ich verstehe aber weder dieses völlig übereilte Urteil, noch begreife ich, wieso meiner so schluderig dahingestrichelten *condition humaine* mit derartiger Unhöflichkeit begegnet wird. Vor allem aber kapiere ich nicht, warum am Rand meines Massengrabs und meiner hypothetischen Geschichte vom kleinen Mozart kein Schweigen gewahrt wird. Kurzum, die Langstreckenretter, die Fremden, wie man so schön sagt, sie führen mir immer wieder vor Augen, dass ich ein Dasein als verlorener Schatten friste, als dürfte ich nicht von meinem Liedchen träumen, als dürfte ich meiner kleinen inneren Melodie keine Stimme geben. Von wegen!

Zurzeit frage ich mich immer wieder, was ich bloß wäre, wenn ich Amore nicht getroffen hätte. Sie ist die Fremde, die als Freiwillige für unterschiedliche humanitäre Einrichtungen arbeitet, sie ist die *Expatriate* avant la lettre, die als Schmetterling von der Heckenrose zur giftigen Blume der zerbeulten Stadt flatterte. Amore ist es, also die, die nicht aus diesem Land stammt, die Fremde ist es, die mir dabei geholfen hat, mich mit den Überresten meines Landes vertraut zu machen. Sie hat mir dabei geholfen, mich im Herz des Zerfalls, mittenmang im Chaos, in dieser Riesenunordnung des Jahrhunderts zurechtzufinden, in der alle Welt alle Welt verarscht. Die Nationalen die Nationalen, die Internationalen die Nationalen und die Internationalen die Ultranationalen ... Amore hat mich zu den Seraphim geleitet. Sie hat mich das Geschlecht der Engel berühren lassen. Amore hat mir Aufwind beschert, hat mich fliegen, hat mich bis zum höchsten Spross der Leiter aufsteigen lassen. Hat mich zum G-Punkt der NGOs gebracht.

Unter Amores Fittichen bin ich auf Tauben gestoßen, auf Kondore, Bussarde, Turteltauben, Adler, Rabengeier, Neuweltfliegenschnäpper, auf miteinander zankende Raben mit Käse im Schnabel. Ich habe parfümierte Aasvögel angetroffen, radschlagende Pfauen. Perlhühner und Werwölfe, ganz zu schweigen von den wilden Enten, die direkt in den Topf oder auf den Trümmerplatz gehörten. Amore hat mich mit Schnattergänsen, Plapperpapegeien, mit was weiß ich was noch allem bekannt gemacht. Der Kleine Bernard ist schließlich kein Tierlexikon. Frag mich nicht

weiter. Man kann nicht in einem völlig zerrupften Land leben und dann auch noch alle Vogelnamen kennen.

Bernard, der Einsiedler

Nenn mich Bernard, das ist mein magischer Name. Ein Allerweltsname, der einem Durchschnittsmenschen gehören könnte, einem, dem man bei schlechtem Wetter unterm Regenschirm über den Weg läuft. Einfach nur Bernard, ohne jeden Glamour, ein Name, über den man beim Durchblättern des Telefonbuchs auf keinen Fall stolpern wird. Mit dem sich ganz hervorragend eine indirekte Identität leben lässt. Ein Bootsname. Ein Name, mit dem es sich ohne viel Wind zu machen rumschippeln lässt. Ein wunderbar vertrauter Name. Gut geölt, durchgegart, beste Hausmannskost. Ein Name, der die Spielchen desjenigen, der ihn trägt, geschickt verbirgt.

Du einsamer, fast schon hermetischer Dichter. Guckt mal, da ist der Einsiedlerkrebs unterwegs!

Gebrochenes Herz

Das Herz der Stadt ist zerbrochen, hat aber zu schlagen nicht aufgehört. Die Stadt wurde in ihren Steinen, Ziegeln, Grundfesten, Mauern erschüttert. Jetzt leidet sie an gebrochenem Herzen. Es ist das erste Mal, dass die Stadt ein so heftiges Grauen erwischt hat. Den nackten Tod hat sie erlebt und begriffen, was es heißt, wenn sich Tod über Beton ergießt.

Durch die Stadtviertel schwanken lebendige Tote, unvollständig tote Tote, sagen wir seelenlose Körper, Erscheinungen, die derartig zerlegt sind, dass sie den Weg zu den Massengräbern, die die Mutigsten unter uns ausgehoben haben, zu Fuß zurücklegen. Wo man nur hinblickt, sieht man Körper wie flatternde Schatten ihre Seele auf offener Straße austragen. Nebelgestalten, Wesenheiten mit gläsernen Augen, die im Profil dahindefilieren, als setzten sie sich gerade ins Mittelalter ab. Erscheinungen, die vor Scham seitwärts laufen, das Gesicht von Staub bedeckt.

Autor – James Noël wurde durch das kreolische Gedicht „Bon Nouvèl“ praktisch über Nacht berühmt und gehört heute zu den wichtigsten haitianischen Gegenwartslyriker*innen. Im Januar 2018 schrieb er einen viel beachteten offenen Brief an Donald Trump, nachdem dieser mehrere Länder, darunter Haiti, als „shithole countries“ bezeichnet hatte. Im selben Jahr erschien unter dem Titel „Die größte der Raubkatzen / Le plus grand des félins“ eine Auswahl seiner Gedichte in einer zweisprachigen Ausgabe. „Was für ein Wunder“ ist sein erster Roman.

Übersetzerin – Rike Bolte ist promovierte Literaturwissenschaftlerin und lehrt lateinamerikanische, spanische und frankophone Literaturen und Kulturen. Sie ist Mitbegründerin und Kuratorin des Poesiefestivals „Latinale“ sowie Übersetzerin von Lyrik und Prosa aus dem Spanischen und Französischen. Von ihr übertragen wurden unter anderem Nora Gomringer, Lucía Puenzo und Lina Meruane.

Chigozie Obioma

Das Weinen der Vögel

aus dem Englischen von

Nicolai von
Schweder-Schreiner

Chigozie Obioma gehört einer Generation junger nigerianischer Autor*innen an, die im Begriff sind, nicht bloß den afrikanischen Roman des 21. Jahrhunderts zu prägen, sondern überhaupt der Weltliteratur neue Wege zu weisen. „Das Weinen der Vögel“ ist ein philosophischer Roman von seltener Ambition und Breite, der mit unerbittlicher Präzision die Freiheit des menschlichen Willens hinterfragt. Wir begegnen dem Schicksal des Geflügelfarmers Chinonso: dieser beschließt, seinen Bauernhof zu verkaufen und in Nordzypern einen akademischen Abschluss zu erlangen, um sich eine bessere materielle Zukunft zu ermöglichen. Es scheint ihm, als könne er ohne diesen Aufstieg niemals seine Geliebte heiraten, die einer höheren Gesellschaftsschicht entspringt. Von hier aus entfaltet Obioma sein Epos über Erniedrigte und Beleidigte. Erzählt wird diese Geschichte auf leidenschaftliche Weise von einem 700-jährigen Schutzgeist. Dieser hat bereits mehrere Menschenleben begleitet und verkörpert das dualistische Prinzip aus der Religion der Igbo. Nicolai von Schweder-Schreiner hat diesen Roman, dessen Original Sprichwörter und Diktionen aus lokalen Traditionen kunstvoll mit dem Englischen vermischt, in meisterhafter Weise ins Deutsche übertragen.

— Daniel Medin, Jury

Die Frau auf der Brücke

CHUKWU, wenn man als Schutzgeist den Körper eines Menschen bewohnen soll, der in Umuahia auf die Welt kommt, einer Stadt im Land der großen Väter, ist man zuerst einmal beeindruckt von der endlosen Weite dieses Landes. Während man im wiedergeborenen Körper seines neuen Schützlings auf die Erde hinabsteigt, bietet sich einem ein erstaunlicher Anblick. Als lichte sich ein Urschleier, sieht man sich plötzlich einer unendlich weiten grünen Vegetation gegenüber. Je näher man Umuahia kommt, desto mehr verzaubert einen das Land der Väter: die Hügel, der riesige dichte Ogbuti-ukwu-Wald, ein Wald so alt wie der erste Mensch, der darin jagte. Den frühen Vätern hatte man erklärt, dort fänden sich Spuren der kosmischen Explosion, aus der die Erde hervorging, und dass der Ogbuti-Wald seit Anbeginn der Zeit, als die Erde in Himmel, Wasser, Wald und Land unterteilt wurde, ein eigenes Land war, größer als jedes Gedicht, das über ihn geschrieben wurde. Die Blätter seiner Bäume tragen die Geschichte des Universums in sich. Noch faszinierender sind nur die vielen Gewässer, allen voran das größte von ihnen, der Imo, samt seiner zahlreichen Nebenflüsse.

Der Imo schlängelt sich auf gewundenen Wegen durch den Wald, vergleichbar mit denen menschlicher Adern. In der Stadt strömt er an einer Stelle wie aus einer klaffenden Wunde hervor. Fährt man ein Stück weiter, taucht er wie aus dem Nichts hinter einem Hügel oder aus einer Schlucht auf. Dann fließt er zwischen den Schenkeln des Tals wieder friedlich dahin. Selbst wenn man ihn anfangs nicht sieht, begegnet einem schon kurz hinter Bende in Richtung Umuahia, wenn man durch die Ngwa-Dörfer kommt, das verführerische Antlitz eines ruhigen kleinen Seitenarms. Der Fluss hat seinen festen Platz in den Mythen der Menschen, da Wasser in ihrer Welt das wichtigste Element ist. Flüsse haben für sie etwas Mütterliches, sie können Dinge gebären. Dieser gebar die Stadt Imo. Durch die Nachbarstadt fließt der seinerseits von Legenden umwobene Niger. Vor langer Zeit trat der Niger über seine Grenzen und stieß auf einen anderen Fluss, den Benue, eine Begegnung, die die Geschichte der Menschen und Kulturen an beiden Flüssen für immer veränderte.

Egbunu, die Ereignisse, derentwegen ich heute Abend vor Eurem erleuchtenden Gericht aussage, nahmen vor etwa sieben Jahren am Imo ihren Anfang. Mein Schützling war an jenem Morgen wieder einmal nach Enugu gereist, um auf dem Markt seinen Geflügelbestand aufzustocken. Am Abend zuvor hatte es geregnet, das Wasser war überall – es rann von den Dächern, stand in Schlaglöchern auf der Straße, es tropfte von den Blättern der Bäume und den Spinnweben –, und auf den Gesichtern und Kleidern lag ein leichter Nieselregen. Beschwingt lief er von Stand zu Stand, die Hosenbeine über die Knöchel gekrempelt, damit sie sich nicht mit schmutzigem Wasser voll sogen. Es wimmelte von Menschen, so wie damals zur Zeit der großen Väter, als der Markt noch das Zentrum von allem war. Hier wurden Waren getauscht, Feste gefeiert und Verhandlungen zwischen den Dörfern geführt. Im ganzen Land stand der Schrein Alas, der großen Mutter, normalerweise in der Nähe des Marktes. In der Vorstellung der Väter war es außerdem der Ort, der die Irrgeister anlockte – Akaliogolis, Amosu, Trickster und diverse andere körperlose Wesen. Denn ein Geist ohne Schützling ist auf Erden nichts. Er muss einen Körper bewohnen, um etwas ausrichten zu können. Also sind diese Geister ständig auf der Suche nach einem Gefäß und unersättlich in ihrem Streben nach Leibhaftigkeit. Man sollte ihnen tunlichst aus dem Weg gehen. Einmal sah ich ein solches Wesen aus lauter Verzweiflung in den Körper eines toten Hundes fahren, um das Aas mithilfe alchemistischer Tricks zum Leben zu erwecken. Der Geist ließ das Tier ein paar Schritte vor sich hin trotten und dann tot im Gras liegen. Es war ein schrecklicher Anblick. Deswegen gilt es als unklug, wenn ein Chi den Körper seines Schützlings an einem solchen Ort verlässt oder sich zu weit von ihm entfernt, sobald er schläft oder nicht bei Bewusstsein ist. Einige dieser körperlosen Wesen, vor allem die bösen Geister, versuchen sogar hin und wieder, einen Chi zu überwältigen, sei es im Körper seines Schützlings oder wenn er in dessen Namen unterwegs ist. Genau deshalb warnt Ihr, Chukwu, uns vor solchen Reisen, vor allem nachts! Denn steckt ein fremder Geist erst einmal in einem Menschen, bekommt man ihn nur schwer wieder heraus! Aus diesem Grund gibt es Geisteskranke, Epileptiker, Menschen mit abscheulichen Vorlieben, Menschen, die ihre eigenen Eltern ermorden! Viele von ihnen sind von fremden Geistern besessen,

und ihre Chis haben auf einmal kein Zuhause mehr, sie müssen ihrem Schützling hinterherlaufen und – oftmals vergeblich – den Eindringling zur Aufgabe drängen. Ich habe das selbst oft miterlebt.

Als mein Schützling zu seinem Lieferwagen zurückkehrte, trug er in sein großes Notizbuch den Kauf von acht ausgewachsenen Vögeln ein – zwei Hähne und sechs Hennen –, außerdem einen Beutel Hirse, einen halben Beutel Futter und einen Strumpf voll frittierter Termiten. Für einen wollweißen Hahn mit langem, spitz zulaufendem Kamm und plüschigem Federkleid hatte er den doppelten Preis gezahlt. Als der Verkäufer ihm das Tier übergab, schossen ihm Tränen in die Augen. Für einen Moment erschienen ihm der Mann und auch der Vogel in seinen Händen wie eine schillernde Illusion. Der Verkäufer sah ihn sichtlich erstaunt an, wahrscheinlich konnte er sich nicht erklären, warum der Anblick eines Hahnes meinen Schützling so sehr bewegte. Er wusste nicht, dass er es mit einem von Instinkt und Leidenschaft getriebenen Menschen zu tun hatte. Und dass er diesen einen Vogel zum Preis von zweien kaufen wollte, weil er einer jungen Gans ähnelte, die ihm vor vielen Jahren als Kind gehört und die er sehr geliebt hatte, ein Vogel, der sein Leben veränderte.

Ebubedike, nachdem er den kostbaren Hahn erworben hatte, machte sich mein Schützling gut gelaunt auf den Rückweg nach Umuahia. Selbst als er merkte, dass er länger als beabsichtigt in Enugu geblieben war und die Hühner zu Hause auf ihr Futter warteten, trübte das nicht seine Stimmung. Nicht einmal der Gedanke an ihr wütendes Gegacker und Gekräh, über das sich selbst entfernte Nachbarn beschwerten, beunruhigte ihn. Anders als an anderen Tagen zahlte er bereitwillig seinen Wegzoll, wenn er an einem Polizeiposten vorbeikam. Normalerweise wandte er ein, er habe kein Geld, diesmal jedoch hielt er schon im Voraus ein Bündel Scheine aus dem Fenster, sobald er einen Kontrollpunkt sah, vor dem mit Nägeln bespickte Holzscheite lagen, um den Verkehr zu stoppen.

GAGANAOGWU, mein Schützling fuhr lange über die Dörfer, vorbei an den Hügelgräbern der alten Väter, an fruchtbarem Ackerland und dichtem Busch, während der Himmel sich langsam verdunkelte. Insekten flogen gegen die Windschutzscheibe und zer-

platzten wie kleine Trauben, bis die ganze Scheibe verdreckt war. Zweimal musste er anhalten und die matschigen Reste mit dem Lappen abwischen. Kaum war er wieder unterwegs, prasselten sie erneut auf das Glas. Als er die Stadtgrenze von Umuahia erreichte, war der Tag bereits zur Neige gegangen, und der Schriftzug auf dem verrosteten Schild mit der Aufschrift WILLKOMMEN IN ABIA, DEM LAND GOTTES war kaum noch zu lesen. Er hatte ein flaues Gefühl im Magen, da er den ganzen Tag nichts gegessen hatte. Ein Stück vor der Brücke über den Amatu – ein Nebenfluss des großen Imo – hielt er an und blieb hinter einem Laster stehen, dessen Pritsche mit einer Plane abgedeckt war.

Als er den Motor abstellte, hörte er Getrampel auf der Lade- fläche. Er kletterte aus dem Wagen und stieg über den Abfluss- graben, der die Stadt umgab. Ein paar Straßenverkäufer saßen auf Hockern unter Stoffdächern, Laternen und Kerzen beleuchteten ihre Tische. Er ging von Stand zu Stand und kehrte am Ende mit ein paar Bananen, einer Papaya und einer Tüte Mandarinen zum Wagen zurück.

Die Sonne war inzwischen untergegangen und die Straße in Dunkelheit gehüllt. Er schaltete das Licht an und fuhr weiter. Im Laderaum gackerten die gerade erworbenen Hühner. Während er seine Bananen aß, kam er an die Brücke. Erst vor einer Woche hatte er gehört, dass der Fluss – mitten in der fruchtbaren Regen- zeit – über die Ufer getreten war, dabei seien eine Frau und ihr Kind ertrunken. Normalerweise gab er nicht viel auf solche Geschichten, aber diese hier war ihm aus irgendeinem Grund nicht aus dem Kopf gegangen, warum, verstand selbst ich, sein Chi, nicht recht. Während er noch an die Mutter und ihr Kind dachte, entdeckte er in der Mitte der Brücke einen Wagen, der neben dem Geländer parkte, eine der Türen war weit aufgerissen. Zuerst sah er nur das Auto, den dunklen Innenraum und ein Licht, das sich in der Scheibe der Fahrertür spiegelte. Doch als er sich umschaute, erblickte er zu seinem Entsetzen eine Frau, die kurz davor war, sich von der Brücke zu stürzen.

Agujiegbe, wie konnte es sein, dass mein Schützling seit Tagen an eine ertrunkene Frau denken musste, und jetzt begegnete er einer anderen, die über das Geländer gebeugt stand, als wollte sie jeden Moment springen? Zutiefst aufgewühlt

brachte er seinen Wagen zum Stehen, sprang hinaus und lief ihr entgegen. „Nein, nein“, rief er. „Bitte nicht! Tu das nicht. *Biko, eme na!*“

Die Frau erschrak, sie wirbelte herum, geriet ins Schwanken und fiel rückwärts zu Boden. Er eilte auf sie zu und wollte ihr auf- helfen. „Nein, Mommy, bitte nicht!“, wiederholte er.

„Lass mich!“, rief die Frau. „Lass mich in Ruhe. Geh weg.“

Egbunu, er wich mit erhobenen Händen zurück, so wie die Kinder der alten Väter, wenn sie zeigen wollen, dass sie sich ergeben. „Ich hör ja schon auf“, sagte er und wandte ihr den Rücken zu, brachte es aber doch nicht fertig zu gehen. Er fürchtete, dass sie sich etwas antun würde, zumal er – selbst ein leidgeprüfter Mann – wusste, dass Verzweiflung eine Krankheit der Seele ist und sie ein halbwegs kaputtes Leben vollends zerstören kann. Also drehte er sich wieder um, streckte die Arme aus und sagte: „Nicht, Mommy. Nichts ist so schlimm, dass man dafür so sterben muss. Nichts, Mommy.“

Die Frau kam langsam hoch, erst auf die Knie, dann richtete sie sich ganz auf. Sie ließ ihn nicht aus den Augen. „Lass mich. Geh einfach.“

Erst jetzt bekam er im Licht der Scheinwerfer ihr Gesicht zu sehen. Sie schien große Angst zu haben. Ihre Augen wirkten geschwollen, wahrscheinlich von stundenlangem Weinen. Diese Frau hatte schwer gelitten, das spürte er sofort. Jeder, der selbst schwere Zeiten durchgemacht oder bei anderen miterlebt hat, erkennt ihre Spuren schon von Weitem. Wie sie so zitternd vor ihm im Licht stand, fragte er sich, wen sie wohl verloren hatte. Viel- leicht einen Elternteil? Ihren Mann? Ihr Kind?

„Ich lass dich jetzt in Ruhe“, sagte er und hob wieder die Hände. „Ich gehe. Ich schwör bei Gott.“

Er drehte sich in Richtung Wagen, doch der Schmerz, den er in ihr gesehen hatte, war so groß, dass es ihm schon wie ein fürch- terlicher Frevel vorkam, als er von ihr wegschlurft. Das flaue Gefühl in der Magengrube und sein klopfendes Herz zwangen ihn, sich noch mal umzudrehen.

„Aber, Mommy“, sagte er. „Nicht springen, okay?“

Eilig öffnete er die Hecktür und entriegelte einen der Käfige, und während er durchs Fenster sah und sich zuflüsterte, dass er

nicht gehen durfte, packte er zwei der Hühner bei den Flügeln, jedes in einer Hand, und lief zurück.

Die Frau stand noch da, wo er sie hatte stehen lassen, sie blickte in seine Richtung und wirkte wie gelähmt. Auch wenn ein Schutzgeist nicht in die Zukunft sehen und somit nicht sicher wissen kann, was sein Schützling unternehmen wird – Chukwu, nur Ihr und die großen Götter habt diese Gabe –, so spürte ich es doch. Da Ihr uns dazu ermahnt, uns nicht zu sehr in die Angelegenheiten eines Schützlings einzumischen, sondern ihm zu erlauben, nach eigenem Willen zu handeln, und ihn Mensch sein zu lassen, beschloss ich, ihn nicht aufzuhalten. Stattdessen erinnerte ich ihn daran, dass er Vögel liebte, dass sein Leben sich durch die Beziehung zu diesen geflügelten Wesen verändert hatte. Ich erweckte in ihm das Bild des jungen Gänsleins, das er als Kind besessen hatte. Leider zeigte es kaum Wirkung, denn in solchen Momenten, in denen ein Mann von seinen Gefühlen überwältigt wird, wird er zu Egbenchi, dem sturen Milan, der nicht hören will oder gar nicht erst versteht, was man ihm sagt. Er fliegt, wohin er will, und tut, was ihm beliebt.

„Nichts, aber auch gar nichts sollte ein Grund dafür sein, sich in den Fluss zu stürzen und zu sterben. Nichts.“ Er hob die Hühner über den Kopf. „Das hier passiert, wenn man dort hineinfällt. Man ist tot, und niemand wird einen je wiedersehen.“

Er stürmte zum Geländer, in den Händen die gackernden, zappelnden Vögel. „Diesen Hühnern geht es nicht anders“, rief er und warf sie von der Brücke in die Dunkelheit.

Kurz sah er sie noch mit den Flügeln im Wind schlagen und vergeblich um ihr Leben kämpfen. Als eine Feder auf seiner Hand landete, schlug er sie so vehement weg, dass es ihm einen kurzen Schmerz versetzte. Er hörte die Vögel aufs Wasser klatschen, gefolgt von ein paar Spritzern. Es kam ihm vor, als würde die Frau neben ihm dasselbe hören, und während er dem Geräusch nachspürte, fühlte er sich auf unbeschreibliche Weise mit ihr verbunden – als wären sie beide einsame Zeugen eines geheimen Verbrechens. So stand er da, bis er sie nach Luft schnappen hörte. Er sah zu ihr rüber, dann auf den dunklen Fluss und wieder zu ihr.

„Siehst du“, sagte er und zeigte nach unten, während der

Wind ächzte wie ein Husten, gefangen in der trockenen Kehle der Nacht. „Das passiert, wenn man dort hineinfällt.“

Das erste Auto seit seiner Ankunft fuhr vorsichtig auf die Brücke, blieb ein paar Meter hinter ihnen stehen und hupte. Der Fahrer sagte etwas, das er nicht verstand, allerdings in der Sprache des Weißen Mannes. Ich, sein Chi, konnte es hören: „Ich hoffe, ihr führt nichts im Schilde!“ Dann gab er Gas und fuhr weiter.

„Siehst du?“, wiederholte er.

Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, erfüllte ihn eine plötzliche Ruhe, wie so oft, wenn ein Mann, der gerade Außergewöhnliches getan hat, sich in sich selbst zurückzieht. Er hatte nur noch den einen Gedanken: diesen Ort so schnell wie möglich zu verlassen. Und ich, sein Chi, unterstützte ihn darin, denn er hatte getan, was er konnte.

Also kletterte er in seinen Lieferwagen und startete den Motor. Im Seitenspiegel erschien das Bild der Frau auf der Brücke wie ein heraufbeschworener Geist, aber er hielt weder an, noch sah er sich um.

Autor – Chigozie Obioma lebt in den USA und unterrichtet Creative Writing an der University of Nebraska-Lincoln. Sein erster Roman „Der dunkle Fluss“ wurde international ausgezeichnet und war 2015 u. a. für den Man Booker Prize nominiert. Obioma erschien auf der Liste der „100 Leading Global Thinkers“ des Foreign Policy Magazine. „Das Weinen der Vögel“ ist sein zweiter Roman, auch er stand auf der Shortlist für den Booker Prize.

Übersetzer – Nicolai von Schweder-Schreiner übersetzt seit 1995 aus dem Portugiesischen und Englischen, u. a. Jennifer Clement, Douglas Coupland und José Saramago. 1998 war er für den Deutschen Jugendliteraturpreis nominiert. 2009 erhielt er den Hamburger Förderpreis für Literarische Übersetzungen. Seit 1999 Veröffentlichungen als Musiker, Komponist und Texter, außerdem Musik für Theater. Er lebt in Hamburg.

Isabel Waidner

Geile Deko

aus dem Englischen von
Ann Cotten

Isabel Waidners „Geile Deko“ ist eine blitzende und flirrende Attacke auf alle Synapsen, eine zum Glück gescheiterte Netflix-Serie mit dem Störfeuer, dem Blinken und Rauschen einer zu oft überspielten VHS-Kassette. Die tolle Nachricht dieses Buches ist: Der Underground lebt nicht nur, er genießt sein Leben auch, queer, trans und so gender-fluid, wie Sprache es nur zeigen kann. Dieses Buch wird allen Gender-Studies-Hatern zu hoch sein. Es zeigt, dass über ihren Köpfen noch viel Luft ist. Es zeigt, wie politisch der Genuss am Sprachspiel ist. Und Ann Cottens krampflose Übersetzung ist mit ihren wagemutigen Wortfindungen wirklich neiderregend gut.

– Robin Detje, Jury

Orson Ursol

Der atemlose Zoo fiel einre über dien anderne über einander, um die Heimkehrernnnie zu begrüßen.¹ In P.I. Belahg und Blulips Abwesenheit waren scheinbar mehrere Mitglieder ihres kunstfaserverstärkten Tiergartens umgefallen. Bis auf den rosa Kordon, der das Schlafzimmer abriegelte, war von P.I. Loveday keine Spur geblieben. Zum Glück. Blulip hatte ihren linken oberen ersten Backenzahn (Prämolar), sprich ‚zwei vier‘, verloren. Außerdem hatte Blulip ihren linken oberen ersten Molar oder Backenzahn verloren, sprich ‚zwei sechs‘. Durch Kopfstoß in den Mund von einer Wellensittichfigur im Sturzflug. Apropos, sagte Belahg, den Blick durch das Zimmer schweifen lassend. Wo ist Gesundelippen? Von Gesundelippen keine Spur. Aber was ist das?! Fluoreszierende grüne Kreide war auf dem Linoleumboden in Erscheinung getreten. Fluoreszierende grüne Kreide umriss eine seltsame Körperform auf dem Linoleumboden der Werkstatt. Neongrün fluoreszierende Hochsichtbarkeitsspezialkreide zeichnete den Umriss einer backenzahnförmigen Leiche auf dem Linoleumboden der Werkstatt. Die Leiche war umkränzt von Blutspritzern. P.I. Belahg jedenfalls konnte sich in diesem Chaos nicht konzentrieren. In diesem *Farrago*, in dieser Mischfuttertraufe, konnte sie nicht funktionieren. Blulip. Schau dir das an. Lass uns aufräumen. Helfen wir Behuftem Bär vom Linoleum auf, zum Beispiel. Helfen wir dem gefallenem Behuftem Bärenjungen, aufzustehen. Von Behuftem Otter, Behufter Eule, Behufter Gazelle, Behuftem Afghanen, Behuftem Schwanküken, Behuftem Murmeltier und Behufter Mieze ganz zu schweigen. Gibt es keinen anderen Namen für Schwanküken? Ist nicht Detektivarbeit Etikettierarbeit? Lass uns diese Glasfasertiere in einer irgendwie sinnvollen Reihe aufstellen, so als wären wir P.I. Loveday. Was haben wir. Bär, Bärenjunges, Otter, Eule, Gazelle, Afghane, Schwanküken, Murmeltier und Mieze. Bär, Bärenjunges, Otter, Eule, Gazelle, Afghane, Schwanküken, Murmeltier und Mieze?! Diese Liste von Tieren mag vielleicht für viele Leute nichts bedeuten. Diese Liste von Tieren mag vielleicht für manche Leute

¹ Die ÜSni benutzt „Polnisches“ Gendering: Alle für alle Geschlechter notwendigen Buchstaben in gefälliger Reihenfolge ans Wortende. Anm. d. ÜSni.

keine Bedeutung haben, aber bei P.I. Belahg läuteten alle Glocken. BBOEGASMM_OMG! „Blulip“, sagte Belahg. „Hm?“ „Wo hast du die nochmal her?“ Internet. Nicht *eBay*, zugegeben. *gayBay.co.uk*. Historische Inneneinrichtung einer ländlichen Schwulenkassette. Das Fröhliche Entlein oder sowas. The Hoofed Cygnet. Blulip erinnerte sich nicht. Bournemouth, dort in der Gegend, wie ich schon sagte. Das Fröhliche Entlein oder Hoofed Cygnet war 1991 geschlossen worden, am Höhepunkt der AIDS-Krise. Die Polizei hatte chirurgische Handschuhe aus Neopren getragen, um sich gegen den HIV-Virus zu schützen. Feuchte Tücher, Einweglappen. Nach der verordneten Schließung war die Deko im Gartenschuppen des Besitzers gelagert worden. Dier Besitzerni des Hoofed Cygnet war Schwulenfürst Schwani gewesen. Die Fürst hatte um jeden Preis ein weibliches Pronomen bevorzugt. Vor kurzem war die Deko des Hoofed Cygnet als Teil des Nachlasses der verstorbenen Fürst versteigert worden. Sie hatte keine direkten Nachkommen.

Die hysterische Deko des Hoofed Cygnet verkörperte eine Taxonomie aus den 1980er Jahren, die wiederum die schwulen Stereotypen der Post-Village-People emblematisierte. Die Taxonomie ist eine Erfindung des Kolumnisten George Mazzei, dessen *Who's Who At The Zoo?* am 26. Juli 1979 im „LGBT-interest magazine“ *The Advocate* erschienen war. *Who's Who At The Zoo?* war im Endeffekt eine schwule Taxonomie, oder, wie der originale Untertitel es formulierte: *Ein Glossar schwuler Tiere*. Der Artikel teilte Schwule in Schwule Bären, Eulen, Schwanküken, Miezekater, Gazellen, Afghanen und Murmeltiere ein. Da dieses Glossar viel eher erschien als zum Beispiel, *Bear Magazine* (1986), gibt es starke Argumente dafür, dass *Who's Who At The Zoo?* das schriftliche Debut der Identitätskategorie des Schwulen Bären darstellt. Bärenjunges (Cub) und Otter waren Unterabteilungen der weitschweifigen Identitätskategorie Bär, die im originalen *Who's Who* noch nicht präsentiert worden waren. Auch Ursula war in Mazzeis *Who's Who* nicht vorgekommen. Eine Ursula war ein Bär, dier sich als lesbisch bezeichnete, oder eine Lesbe, dier sich als Bär identifizierte. Konnte es sein, dass das post-identity Großbritannien nicht wusste, was ein Bär ist? Ein breiter, haariger, butchiger, schwuler Mann mit „bemerkenswert muskulösen Beinen“ (Mazzei,

1979). Oder was ein *Cub*, ein Bärenjunges war. Ein jüngerer, breiter, haariger, butchiger, schwuler Mann. Ein Otter. Ein weniger breiter, weniger haariger, schwuler Mann, Alter egal. Ursula kam von Lateinisch *ursus*, Bär. Und/oder es kam von Ursula, der Disney-Animationsfigur, der Tintenfisch-Zauberin und Erzfeindin von *Arielle, der Meerjungfrau*. Neben ‚Schwanjunges‘ dürfte auch *cygnet* für die meisen Leute nicht sonderlich bedeutungstragend sein. Mazzei (1979) zufolge widmete ein *cygnet* sein Leben der Kultivierung eines perfekten Körpers und dem Tragen von Schlüpf-schuhen von Gucci. Das neoliberale Großbritannien war aber darüber hinweg. Post-Bärenjunges, post-Otter, post-Ursula. Auf jeden Fall post-Schwanküken. Das neoliberale Großbritannien war post-identity, ohne das Geringste über *Cubs* zu wissen. Zur großen Verwirrung von post-identity Großbritannien nahmen die schwulen Taxa einen zentralen Platz auf der Bühne von Blulips Gemeindebauwohnung/Werkstatt ein. Schwule Taxa erlebten einen zweiten Frühling. Verwirrend, verblüffend, verstörend, beleidigend und im post-identity Großbritannien herumgeisternd, *lazarus taxa*, *things rampant*, zügellos grassierend, blieben sie länger, als man sie da haben wollte. Historische schwule Identitäten hatten die Werkstatt unter ihre Kontrolle gebracht! Ebenso wie den Pub *The King's Arms* auf der Old Compton Street. Und den *Duke of Wellington* auf der Wardour Street. Die *Royal Vauxhall Tavern (RVT)*. Und die *Horse Meat Disco* (Pferdefleischdisco) im *Manly Eagle* (männlichen Adler) auf der Kennington Lane. Bärenkultur blühte im post-identity Großbritannien. Und die Bären nahmen Neue in ihre Reihen auf. Historische Fiktionen lebten, in Blulips Heimwerkerni-Werkstatt und Studio sowie im *The King's Arms* auf der Old Compton.

„Die Einstellung ist es, die einen Bären ausmacht.“ (Mazzei, 1979)

Nach Ansicht von P.I. Belahg sollte die männliche Eule in einem Museum stehen. Die männliche Eule sollte im Victoria and Albert Museum stehen. Die männliche Eule hatte für die QUILTBASCH Menschen (Queer, Unentschieden, Intersex, Lesbisch, Trans, Bisexuell, Asexuell, Schwul) gelebt, gekämpft, und war für sie gestorben. Die männliche Eule hatte angesichts von Ablehnung den Geist des Camp am Leben erhalten. Männliche Eule hatte sich selbst am Leben erhalten, unter hohen persönlichen Kosten. Das post-identity Großbritannien aber war darüber hin-

weg, und das Victoria and Albert Museum hatte bei der *gayBay*-Auktion des Inventars von der Hoofed Cygnet nicht mitgeboten. Dem Abverkauf der Hoofed Cygnet. Post-identity Großbritannien zieht es vor, zu vergessen und über alle beide hinwegzukommen, über die männliche Eule und die schwule Vergangenheit. In Belahgs Augen war die männliche Eule erneut zur Inspirationsquelle geworden. Lang lebe die männliche Eule. Andererseits war sich Blulip nicht so sicher. Andererseits ging Blulip die männliche Eule schon ziemlich auf die Nerven.

Die glasfaserverstärkten Plastiktaxa, die Blulip nun besaß, besaßen Hufe. Ein Pferdefuß ist ein Pferdefuß ist ein Pferdefuß. Alles hatte einen Huf, einen Pferdefuß. Also eine Verhexung oder einen (versteckten) Nachteil. Pferdefüße, wo man hinsah. Pferdefüße ohne Ende auf der Harpur Street. Die Pferdefüße bezeichneten langjährige PROBLEME mit schwulen Bären, Bärenjungen und wichtigen Ottern. Das Stereotypisieren. Inter/trans-Identitätskategorien irgendwo? Vielleicht/vielleicht nicht. Intersektionalität? Rasse? Klasse? Wenigstens waren Lesben ins *Who's Who* mit aufgenommen worden, es war wohl jemandem gerade noch eingefallen. Sie waren hauptsächlich Eulen gewesen, vielleicht noch Schwankükén. Was schwule Frauen (*gay women*, Mazzei, 1979) betraf, hatten die Kategorien nicht wirklich gut gegriffen. Ursula macht das Kraut auch nicht fett, die lesbischen Tiere in Masseys Schwulem Zoo sind Ableitungen. Steckt der sekundäre Status von Lesben hinter der unhinterfragten Abwesenheit des ‚fraulichen Adlers‘ auf Kennington Lane? Wieviele selbstbezeichnende Ursulas kommen auf eintausend Bären? Hatte es je eine lesbische Entsprechung zum historischen, hysterischen, galvanisierenden, fruchtbaren, weitschweifigen, ausschließenden, ermächtigenden, einschränkenden, befreienden, einschließlichen, ausschließlichen, abstoßenden Schwulen Zoo gegeben? Hatte es einen Lesbischen Zoo gegeben? Es gab lesbische Taxonomien, keine Frage. Aber weder Blulip noch P.I. Belahg hatten je von einem lesbischen Zoo gehört. Blulip, du? Nee. Nee. Du?! Wir hätten Obstfliegen sein können. Quallen. Fleischfressende Pflanzen. Wir hätten Kristalle sein können. Es hätte eine lesbische Toxikologie geben können. Mineralogie. Wahrscheinlich hatte es die gegeben. Wahrscheinlich gab es eine.

Autor*in – Isabel Waidner ist Schriftsteller*in und Theoretiker*in. 2018 erschien sie mit „Gaudy Bauble“ (Geile Deko) auf der Shortlist des Republic of Consciousness Prize, „We are made of Diamond Stuff“ stand auf der Shortlist des Goldsmiths Prize 2019. Zahlreiche theoretische und poetische Texte der Autor*in erschienen u. a. in Frieze und Tripwire. Waidner ist Mitbegründer*in der Veranstaltungsreihe „Queers Read This“ am Institute of Contemporary Arts in London sowie Dozent*in an der University of Roehampton, London.

Übersetzerin – Ann Cotten lebt als Autorin, Übersetzerin und Literaturtheoretikerin in Wien und Berlin. Ihr Germanistikstudium schloss sie 2006 mit einer Abschlussarbeit bei Wendelin Schmidt-Dengler ab. Seitdem hat sie zahlreiche Gedicht- und Erzählungsbände („Fremdwörterbuchsonette“, „Der schauernde Fächer“, „Fast Dumm. Essays von on the Road“ u. a.) sowie einen Roman („Lyophilia“, 2019) veröffentlicht. Ann Cotten erhielt für ihr Schreiben zahlreiche Preise, zuletzt den Klopstock-Preis und den Hugo-Ball-Preis. 2018 wurde sie in die Berliner Akademie der Künste aufgenommen.

Robin Detje ist ausgebildeter Schauspieler und war Theater-, Film- und Literaturkritiker und Feuilletonredakteur der Zeit und der Berliner Zeitung und Autor der Süddeutschen Zeitung. Heute schreibt er vor allem für Zeit Online. Er ist Autor der Frank-Castorf-Biografie „Castorf – Provokation aus Prinzip“ (2002). Als bildender Künstler gründete er 2009 mit Elisa Duca die Gruppe „bösediva“, die mit ihren Arbeiten u. a. nach Bangalore und Taipeh eingeladen wurde. Als Literaturübersetzer (unter anderem von Kiran Desai, Denis Johnson, William T. Vollmann, Joshua Cohen, Brit Bennett) wurde er 2014 mit dem Preis der Leipziger Buchmesse und 2017 mit dem Preis der Heinrich Maria Ledig-Rowohlt-Stiftung ausgezeichnet. Er lebt in Berlin und glaubt nicht, dass das Internet wieder weggeht.

Heike Geißler lebt und arbeitet als Autorin und Dozentin in Leipzig. Zu ihren Veröffentlichungen zählen u. a. der Roman „Rosa“ (2002), der Erzählband „Nichts, was tragisch wäre“ (2007), der Reportage-Essay-Roman „Saisonarbeit“ (2014), das Fragenheft und Hörspiel „Fragen für alle“ (2016) und „mani bucate money fest“ (2017). Sie ist Mitherausgeberin der Heftreihe „Lücken kann man lesen“ und Teil des Performancekollektivs George Bele. 2016 war sie Stipendiatin der Villa Massimo.

Tobias Lehmkuhl studierte in Bonn, Barcelona und Berlin Komparatistik und Hispanistik. Seit 2002 ist er freier Kritiker für Zeitungen und zahlreiche Radiosender. 2017 erhielt er den Berliner Preis für Literaturkritik. Als Autor veröffentlichte er u. a. „Coolness. Über Miles Davis“ (2009), „Land ohne Eile. Ein Sommer in Masuren“ (2012), „Die Odyssee. Ein Abenteuer“ (2013), „Nico: Biographie eines Rätsels“ (2018).

Verena Lueken ist Schriftstellerin, Journalistin und Redakteurin im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen

Zeitung. Die Literatur, das Kino und Amerika sind die Schwerpunkte ihrer Arbeit. Viele Jahre arbeitete sie als Kulturkorrespondentin der FAZ in New York und kehrt immer wieder dorthin zurück, um über die Stadt und das Land zu berichten. Darüber hinaus unterrichtet sie regelmäßig an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main und der Leuphana Universität in Lüneburg. Ihre Buchveröffentlichungen umfassen zwei New-York-Bücher: „New York. Reportage aus einer alten Stadt“ (2002) und „Gebrauchsanweisung für New York“ (2005, 2010, 2018) sowie die Romane „Alles zählt“ (2015) und „Anderswo“ (2018). Ausgezeichnet wurde sie in Klagenfurt mit dem Internationalen Publizistikpreis.

Daniel Medin ist Herausgeber und Professor für Komparatistik an der American University of Paris, wo er Seminare zur Weltliteratur der Gegenwart, zu mitteleuropäischer Literatur, zur Geschichte und Kultur Berlins und Wiens sowie zur Praxis des Edierens und Herausgebens gibt. Sein Forschungsinteresse gilt vor allem der fiktionalen Literatur des 20. und 21. Jahrhunderts, mit einem Schwerpunkt auf den Arbeiten und der weltweiten Rezeption Franz Kafkas. Er ist stellvertretender Direktor des Center for Writers and Translators der American University of Paris, Co-Herausgeber der „Cahier Series“ und Redakteur des Magazins „Music & Literature“ und der jährlichen Übersetzungsausgabe von „The White Review“. 2016 war er Mitglied der Jury des Man Booker International Prize.

Elisabeth Ruge ist langjährige Verlegerin, Lektorin und Literaturagentin. Sie studierte Anglistik, Amerikanistik und Slawistik in Frankfurt am Main, Moskau und den USA. 1994 war sie Mitbegründerin des Berlin Verlags, von 2011 bis 2013 baute sie Hanser Berlin, die Berliner Dependence des Carl Hanser Verlags auf. Seit 2014 ist sie Geschäftsführerin der Elisabeth Ruge Agentur (ERA).

Daniela Seel lebt als Dichterin und Verlegerin von kookbooks in Berlin. Sie arbeitet u. a. als freie Lektorin, unterrichtet Sprachkunst, übersetzt, zuletzt Robert Macfarlane, Lisa Robertson und Rozalie Hirs, und ist aktiv bei KOOK e.V., für den sie 2018 das Literatur-Performance-Festival KOOK.MONO kuratierte. Internationale Auftritte und Kollaborationen, u. a. mit dem Illustrator Andreas Töpfer, dem Tänzer David Bloom und den Musiker*innen Roland Dahinden und Hildegard Keeb. Seel veröffentlichte die Gedichtbände „ich kann diese stelle nicht wiederfinden“ (2011), „was weißt du schon von prärie“ (2015) und „Auszug aus Eden“ (2019) sowie mit Frank Kaspar das Radiofeature „was weißt du schon von prärie“ (2015). Sie erhielt u. a. den Friedrich-Hölderlin-Förderpreis und den Mondseer Lyrikpreis.

Impressum

Internationaler Literaturpreis 2020
– Haus der Kulturen der Welt

Seit 2009 verleihen das Haus der Kulturen der Welt und die Stiftung Elementarteilchen den Internationalen Literaturpreis. Dotiert mit insgesamt 35.000 € (20.000 € für Autor*in, 15.000 € für Übersetzer*in) zeichnet er ein herausragendes Werk internationaler Gegenwartsliteraturen und seine Erstübersetzung ins Deutsche aus. Aufgrund der Corona-Pandemie wurde im Ausnahmejahr 2020 nicht ein einzelnes Buch ausgezeichnet, sondern alle sechs Titel der Shortlist. Das Preisgeld wurde einmalig auf 36.000 € erhöht und unter den sechs Autor*innen und sechs Übersetzer*innen gleich aufgeteilt. Am 4. Juni wurden die Preisträger*innen in der Sendung *Lesart* auf Deutschlandfunk Kultur live bekanntgegeben und vorgestellt.

Redaktion: Anna Etteldorf, Amaya Gallegos, Amélie Kroneis,
Charlotte Rathjen, Franziska Wegener, Mathias Zeiske

Abdruck der Textstellen mit freundlicher Genehmigung der Verlage

Design: NODE Berlin Oslo

Das Haus der Kulturen der Welt ist ein Geschäftsbereich der
Kulturveranstaltungen des Bundes in Berlin GmbH.
Intendant: Bernd Scherer
Kaufmännische Geschäftsführerin: Charlotte Sieben

hkw.de/literaturpreis

HKW

Haus der Kulturen der Welt